Besprechungen

Laura Basu
Media Amnesia
Rewriting the Economic Crisis
London: Pluto Press, 2018. – 274 S.
ISBN 978-0-7453-3790-6

Ausgehend von dem Problem, dass die politische Bearbeitung der wirtschaftlichen Krise ab 2007 „not a reversal but an *escalation* of neoliberal measures" (S. 16) mit sich brachte, befasst sich Laura Basu mit den diskursiven Legitimationsstrategien rund um den *strange non-death of neoliberalism* (Crouch, 2011). Ihr Augenmerk richtet sie dabei auf die Rolle des Journalismus, den sie als „just one element (though an important one) in a whole array of institutions" (S. 27) begreift. Mittels einer Framing-Analyse der Krisenberichterstattung des britischen medialen Mainstreams (BBC TV *News at Ten*, *Guardian*, *Telegraph*, *Sun*, *Mirror*) arbeitet sie die vorherrschenden Kriseninterpretationen sowie die zentralen diskursiven Wendepunkte im Zeitraum zwischen 2007 und 2015 heraus und versucht damit, in Anlehnung an Antonio Gramscis Verständnis des *Alltagsverstandes* der „common-sensification" (S. 23) neoliberaler Ideen auf den Grund zu gehen. Ergänzend hat die Autorin Interviews mit Journalist_innen durchgeführt, die es ihr ermöglichen, die Ergebnisse der Diskursanalyse mit einer Insider-Perspektive zu konfrontieren.

Die massenmediale Debatte um die Krise ab 2007 gliedert Basu in fünf zeitlich aufeinanderfolgende Phasen (Crash, Deficit, Slump, Eurocrisis, Inequality), die sie je in einem Kapital abhandelt. Anhand dieser Darstellungsweise gelingt es ihr, die Diskontinuität der Berichterstattung über den Verlauf der Krise zu veranschaulichen, denn wie sie aufzeigt, zeichnet sich jede dieser Phasen durch unterschiedliche Benennungen von Ursachen, Verantwortlichkeiten, Konfliktlinien, Lösungsansätzen und Argumentationsstrategien aus. Anstatt die verschiedenen Erscheinungen als Symptome in der Ätiologie einzuordnen und als Teil desselben Komplexes zu betrachten, laufe der Mainstream-Diskurs also darauf hinaus, die einzelnen Phänomene zu isolieren und ihre strukturellen Zusammenhänge sowie die Verlagerungsdynamik zu verbergen. So betrieben die Mainstream-Medien ein „rewriting of history with warp-speed" (S. 71).

Von dieser Feststellung leitet sie den Titel des Buches *Media Amnesia* ab, mit dem sie darauf anspielt, dass die Abfolge der einzelnen Phasen des Diskurses – trotz des allgegenwärtigen Sprechens über die Krise – von sukzessiven Gedächtnisverlusten gekennzeichnet war. Denn im Zuge der Krisenberichterstattung gerieten „not only the deep roots of the crisis in the dynamics of neoliberal capitalism" in Vergessenheit, sondern selbst „the immediate past of the crisis – its development over the past few years or even months" (S. 210): Über den „Crash" im Finanzsektor wurde weitgehend losgelöst vom neoliberalen Deregulierungs-Hype ab den 1980erJahren berichtet: Die sprunghaft angestiegene Staatsverschuldung wurde kaum auf die vorangehenden kostspieligen Bankenrettungen zurückgeführt, und auch zwischen der gestiegenen sozialen Ungleichheit und der Krise bzw. ihrer Bearbeitung wurde in den Massenmedien nur vereinzelt eine kausale Beziehung hergestellt usw.

Basu arbeitet drei Hauptmerkmale der amnesischen Krisenberichterstattung heraus: eine mangelnde historische Herleitung der Ereignisse, eine „narrow range of elite views" (S. 161) sowie eine fehlende Verortung der Ereignisse im globalen Kontext. Der Krisendiskurs „has thereby left citizens unable to understand the situation in which they find themselves or to negotiate a viable way out" (S. 210). Damit diente die Amnesie den Interessen derer, „who wish to escalate the kinds of policies that helped cause the crisis in the first place, and that transfer resources upwards" (ebd.) – sie bezieht sich hier etwa auf staatliche Bankenrettungen, die expansive Geldpolitik oder Austeritätsmaßnahmen.

Verantwortlich für die „revisionist history of the crisis" (S. 72), so Basus Erklärung, seien nicht bloß die politisch motivierten Blattlinien der untersuchten Medien, ein einschlägiger wirtschaftspolitischer *common sense* oder die Eigentumsverhältnisse hinter großen Medienkonglomeraten. Sondern die Gründe für die Vergesslichkeit lägen insbesondere auch in der journalistischen Arbeitsweise und ihren Bedingungen (Abhängigkeit von offiziellen Quellen und „Experten", knappe Ressourcen für eingehende Recherche, vermehrte Verwendung von PR-Quellen etc.), die in Zeiten zunehmenden Zeit-, Profit- und Konkurrenzdrucks im Mediensektor eine selektive Wirkung entfalteten. Damit läuft die Argumentation auf der einen Seite auf eine enge Beziehung zwischen den Ursachen der Krise hinaus, die – wie sie im Einleitungskapitel darstellt – in der Finanzialisierung und neoliberalen Deregulierung verortet werden, und den veränderten Bedingungen des journalistischen Betriebes auf der anderen Seite.

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2019-1-88, am 12.10.2024, 10:29:27
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb
DOI: 10.5771/1615-634X-2019-1-88

Basu konstatiert, dass „to some extent, *the same economic and political processes behind the crisis are also behind its hegemonic, amnesiac reporting*" (S. 28), und so ist es schließlich „the restructuring of media markets in the neoliberal era that forms the foundations for today's media amnesia" (S. 10). Der journalistische Beitrag zur neoliberalen Persistenz wird somit weniger in der Mutwilligkeit einzelner Journalist_innen verortet, als vielmehr in den handlungsleitenden Kriterien darüber, „what counts as a story, what aspects of the story to emphasise or exclude, and who to turn to as a source" (S. 27).

Es ist dieses Sichtbarmachen struktureller Selektionsmechanismen innerhalb der massenmedialen Nachrichtenproduktion, das die Stärke des Buches ausmacht. Dass die Autorin diese Selektivität zugunsten der Herrschenden nicht für unveränderlich erklärt, sondern im abschließenden Kapitel mit einer Reihe von Vorschlägen für eine „radical social-democratic" (S. 235) Reform des Mediensektors konfrontiert – die u. a. eine Entschleunigung der journalistischen Praxis, eine stärkere Regulierung des Medienmarktes sowie von Algorithmen in sozialen Medien, mehr Pluralität im öffentlichen Rundfunk und den übergreifenden Anspruch „not just to regulate existing media systems from top down but to reorganise them from the bottum up" (S. 230) umfassen – verdient ebenso eine positive Hervorhebung.

Die Schwächen von *Media Amnesia* liegen hingegen im mangelhaft ausgebreiteten gesellschaftstheoretischen Unterbau der Untersuchung. Dieses Defizit wird auch durch die gelegentlichen Einwürfe theoretischer Konzepte im Zuge der Ergebnisdarstellung nicht kompensiert. Genannte Akteure – etwa Journalist_innen oder Politiker_innen – werden nur unzureichend als Agenten übergreifender sozialer Kräfte begriffen; wessen Interessen sich in der Krisenpolitik materialisieren, wird nur vage benannt. Folglich bleibt das komplexe neoliberale Herrschaftsgefüge, das wirtschaftspolitische Dominanz und die Deutungshoheit in der öffentlichen Diskussion umspannt und dessen Wirkung Basu mit den herausgearbeiteten Frames aufzeigt, in weiten Teilen unerschlossen.

Unbeirrt von zwanghaft szientistischen Darstellungskonventionen unterbreitet Laura Basu mit *Media Amnesia* eine empirisch begründete Analyse des britischen Mainstream-Krisendiskurses, die – zumindest Stil und Aufbereitungsweise nach zu urteilen – den Anspruch erhebt, sich nicht ausschließlich an ein kritisch-akademisches Publikum zu richten. Dabei liefert sie wertvolle Einsichten in die Effekte einer von Marktmechanismen beherrschten Öffentlichkeit, die – wie schon Pierre Bourdieu (1998, S. 104) in seiner Auseinandersetzung mit dem journalistischen Feld bemerkte – zur Vergesslichkeit neigt und auf diese Weise bestehende Herrschaftsverhältnisse verschleiert. Darüber hinaus bietet das Buch einen niederschwelligen Einblick in Ursachen, Verlauf und Bearbeitung der Krise ab 2007 mit Fokus auf das Vereinigte Königreich, der im Gegensatz zu vielen anderen Aufarbeitungen das kausale Potenzial diskursiver Auseinandersetzungen berücksichtigt.

Julian Niederhauser

Literatur

Bourdieu, Pierre (1998): Über das Fernsehen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Crouch, Colin (2011): The Strange Non-death of Neoliberalism. Cambridge: Polity.

Golo Föllmer / Alexander Badenoch (Hrsg.)

Transnationalizing Radio Research

New Approaches to an Old Medium

Bielefeld: transcript, 2018. – 313 S.

(Reihe: Media Studies)

ISBN 978-3-8376-3913-1

Das Medium Hörfunk nähert sich gerade seinem 100. Jubiläumsjahr. Seit Jahrzehnten ist es so stark in den Tagesablauf vieler Menschen integriert, dass es oftmals kaum noch bewusst wahrgenommen wird. Überall wird das Radio zunehmend digital und nutzt in diesem Zuge auch andere Ausstrahlungswege als nur periodisch in Kilohertz beschwingte Luft. Programme werden dabei auch potenziell weltweit wahrnehmbar und non-linear nutzbar. Auslandsrundfunk gab es zwar immer schon, doch in der digitalen Gegenwart erhält dieser Begriff eine ganz neue Bedeutung. Zudem wird es zunehmend einfacher, selbst zum Anbieter zu werden und auch mehr als nur Wort und Klänge anzubieten.

Welche Potenziale im Medium Hörfunk stecken und welche neuen Forschungsansätze hierfür zu berücksichtigen sind, beleuchtet ein Sammelband, den Golo Föllmer (Universität Halle-Wittenberg) und Alexander Badenoch (Universität Utrecht) herausgegeben haben. Er verspricht im Untertitel „neue Zugänge zu einem alten Medium" und löst dies in 27 Beiträgen weitgehend ein. Für eine Rezension ergibt sich hieraus das bekannte grundsätzliche Problem, bei weitem nicht alle Perspektiven der Autor/inn/en würdigen zu können. Dies wird

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2019-1-88, am 12.10.2024, 10:29:27
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

beim vorliegenden Buch dadurch verschärft, dass die Beiträge inhaltlich oft stark divergent sind. Kein Buch also, das jede/r Medienforscher/in unbedingt in einem Rutsch durchliest, sondern vielmehr ein Smörgåsbord an Themen, derer man sich je nach individueller Interessenlage bedienen kann.

Die Herausgeber stellen in ihrer Einleitung den erforderlichen roten Faden zur Verfügung, der eine Übersicht über die Themen verschafft und dem Leser hilft, sich zu orientieren. Nicht zuletzt bieten Badenoch und Föllmer hier eine schöne Übersicht über den Stand der Forschung der letzten Jahre und seine Leerstellen. Deutlich wird, wie unterschätzt das Medium Hörfunk im Grunde ist und welche Ansätze zur Internationalität bzw. Transkulturalität ihm schon immer eingeschrieben sind. Das Internet hat diesem Grundmerkmal des Radios neuen Schwung verliehen.

Im ersten Themenabschnitt „Asserting Identity: Minorities' Use of Community Radio" geht es in sechs Beiträgen um Artikulationsmöglichkeiten von Minderheiten. Die Beispiele behandeln sprachliche und kulturelle Randgruppen ebenso wie Personenkreise, die aufgrund ihrer sexuellen Orientierung diskriminiert werden oder im Schatten der Aufmerksamkeit stehen: Einwanderer „mit Akzent" in Florida und Louisiana, Flüchtlinge und ihre Narrative in der europäischen Diaspora, Pandschabis in London, homosexuelle Aktivisten u. a. Die ethnografisch basierte Medienforschung kann hier auf eine gewichtige Tradition zurückblicken. Die Beiträge schließen hieran an und sind nicht zuletzt für aktuelle Debatten in Mitteleuropa von aktuellem Interesse.

Teile dieser Ansätze finden sich wieder im zweiten Abschnitt des Buches, der sich künstlerischen Ausdrucksformen des Hörfunks widmet („Transnational Communities of Aesthetic Practice"). Wie können im Radio über kontinentale und kulturelle Grenzen hinweg gemeinsame Geschichten erzählt werden? Wie ähnlich oder unterschiedlich werden radiofonische „Verpackungselemente" (Jingles usw.) kulturabhängig produziert? Wie haben sich dokumentarische Formen der Hörfunkproduktion (z. B. Hörspiele, Features) in einzelnen Ländern entwickelt? Dies sind Themen außerhalb des akademischen Mainstreams, aber gerade deswegen interessant zu lesen.

Auch der dritte Abschnitt widmet sich künstlerischen Koproduktionen über Grenzen hinweg, etwa den Konzertserien, die die International Broadcasting Union in den 1930er Jahren veranstaltet hat und die nach dem Zweiten Weltkrieg beim Fernsehen etwa in Form der Eurovision wiedererfunden wurden.

Die fünf Beiträge des vierten Abschnitts behandeln die Forschungsmöglichkeiten, die Archivalia bieten. In der Tat ist ja der flüchtige, transitorische Charakter des Hörfunks seit jeher für die akademische Welt ein Problem: Meistens kann man als Forscher/in schon froh sein, wenn noch ein dürres Manuskript überliefert ist. Wie sieht es mit dem kulturellen Gedächtnis im digitalen Zeitalter aus? Welche Möglichkeiten der Forschung bieten sich hier? Das Internet ermöglicht vieles, aber längst nicht alles; die Vergänglichkeit der Welt und die Lückenhaftigkeit ihrer Erzählungen spiegeln sich auch in den Archiven der Rundfunkanstalten wider – sofern es sie denn überhaupt gibt.

Abschnitt fünf („Digital Radio Landscapes") greift eine der zentralen Fragestellungen der Digitalisierung auf: Wie können der Hörfunk und seine digitalen Begleitinhalte (via DAB, Social Media und Podcasts) neue Formen der Öffentlichkeiten und der Partizipation ermöglichen? Wie kann man sie empirisch erforschen? Ach, Habermas, ich höre dich, aber auch noch viel mehr – und es steckt ein Potenzial in den sozialen Online-Netzwerken, das man sicher auch noch anders nutzen kann. Die sechs Beiträge legen praktische Fallbeispiele aus Skandinavien, Großbritannien und Australien dar.

Den Band beschließt ein Beitrag zur denkbaren Zukunft der transnationalen Radioforschung. Er ist vor allem ein Plädoyer dafür, das Medium Hörfunk nicht länger zu marginalisieren, wie man dies ja durchaus auch in akademischen Curricula beobachten kann, sondern ihm seinen gebührenden Platz einzuräumen: als äußerst wandlungsfähiges und resilientes Medium.

Die Beiträge dieses sorgfältig kuratierten Sammelbandes sind von unterschiedlicher Länge und Tiefenschärfe. Einige Beiträge sind hoch spezialisiert und kleinteilig – sicher kein Material für eine Bachelor-Zweitsemester-Vorlesung. Aber das Buch vermag Leser für transnationale und kollaborative Praxen der Radioforschung aufzuschließen, und das ist nicht gering zu schätzen. Vor allem führt das Buch lebhaft vor Augen, welches Potenzial im Medium Hörfunk steckt und dass Forscher/inne/n auch in Zukunft die Themen nicht ausgehen werden. Für ein detaillierteres Autorenverzeichnis am Ende des Bandes wäre sicher noch Platz gewesen.

Oliver Zöllner

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2019-1-88, am 12.10.2024, 10:29:27
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

Thomas Horky / Hans-Jörg Stiehler / Thomas Schierl (Hrsg.)

Die Digitalisierung des Sports in den Medien

Köln: Halem, 2018. – 384 S.

ISBN 978-3-86962-246-0

(Reihe: Sportkommunikation; 13)

So vielfältig und komplex wie die Phänomene „Sport", „Medienkommunikation" und „Digitalisierung" die heutige Gesellschaft durchdringen, so breit ist auch das Spektrum des Sammelbandes „Die Digitalisierung des Sports in den Medien". Die 16 Beiträge reichen in ihren Themen, Perspektiven und Methoden von der Relevanz von Social Media in Angebot und Rezeption über die mediale Darstellung von Sport mithilfe digitaler Techniken bis zu wirtschaftlichen und rechtlichen Aspekten der durch die Digitalisierung beeinflussten oder ermöglichten Kommunikation von Sportlern, Sportorganisationen, Sportjournalisten und Sportfans.

Die Herausgeber Horky, Stiehler und Schierl, allesamt ausgewiesene wissenschaftliche Experten im Themenfeld „Sport & Kommunikation", haben in diesem 13. Band der Schriftenreihe „Sportkommunikation" Autoren sport-, kommunikations-, sozial- und psychologiewissenschaftlicher sowie betriebswirtschaftlicher Provenienz versammelt, die aus ihren unterschiedlichen Blickwinkeln die Digitalisierung des Mediensports darstellen. Dem Ziel der 2008 gestarteten Schriftenreihe des Herbert von Halem Verlages entsprechend richtet sich auch dieser Band sowohl an Wissenschaftler als auch an Praktiker und Interessierte des interdisziplinären Fachgebietes „Sportkommunikation".

Das Buch gliedert sich in fünf thematische Bereiche, auch wenn dies im Inhaltsverzeichnis nicht auf den ersten Blick erkennbar ist. Der erste Themenblock gibt einen Überblick über nationale und internationale Angebote und Charakteristika von „Social Sports Media": Grimmer/Horky zu Facebook und Twitter, Burk/Grimmer zu YouTube, Instagram, Snapchat und Blogs sowie Boehmer zur Situation in den USA als digitaler Leitmarkt am Beispiel der NFL und NBA.

Die drei Beiträge im zweiten Themenbereich fokussieren auf die Nutzung und Rezeption von digitalen Angeboten der Sportkommunikation: Ludwig/Bruns/Bertling mit einer Studie zur Nutzung von Online-Sportmedien in Deutschland, Lopez/Lucas zu Erwartungen und zur Nutzung von sozialen Netzwerken aus Sicht der Sportler und Fans sowie von Sikorski/Hänelt zur Gatekeeping-Funktion von Journalisten am Beispiel von Sport-Skandalen im Internet.

Der dritte Komplex widmet sich spezielleren Themen der digitalen Sportkommunikation: Heinecke/Meyen analysieren die Mediatisierung des Sports unter der Fragestellung, wie sich der Sport und die mediale Aufbereitung durch Digitalisierung verändert. Nölleke präsentiert eine Bestandsaufnahme zur Erforschung des Verhältnisses von Sportjournalismus und Social Media. Jeweils Spezialdisziplinen im digitalen Sportjournalismus widmen sich auch Horky/Pelka mit einem Beitrag zum Sportjournalismus mit Daten und der Visualisierung von Sportdaten und Hebbel-Seeger/Horky mit der Darstellung der medialen Einsatzmöglichkeiten von Videodrohnen, 360-Grad-Video- und Augmented-Reality-Technik im Sport. Ebenso Breuer/Görlich, die das Trendphänomen „eSport" mit einer Darstellung von terminologischen Grundlagen, Marktteilnehmern und medialen Angebots-, Darstellungs- und Finanzierungsformen durchleuchten.

Im vierten Themenbereich gehen die drei Beiträge ökonomischen oder rechtlichen Fragen der Digitalisierung des Sports in den Medien nach: Bertling widmet sich den Strategien digitaler Sportkommunikation von internationalen Medienkonzernen am Fallbeispiel von Walt Disney/ESPN; Bertling/Degen/Lüke analysieren die Risiken für die Reputation von Sportlern durch Social Media und die Chancen, diese durch „Issues Management" positiv zu beeinflussen; von Appen stellt die Rechte und Pflichten bei Einrichtung und Nutzung von Social-Media-Profilen von Athleten und Sportorganisationen dar. Der Sammelband schließt mit einem persönlichen Erfahrungsbericht von Nöcker aus eigenen Social-Media-Erfahrungen als Sportmoderator in interaktiven Live-Sportsendungen im Pay-TV.

Die Vielfalt und Vielzahl der sportkommunikativen Themen, wissenschaftlichen Perspektiven, unterschiedlichen Methoden und die mannigfaltigen Ergebnisse und Erkenntnisse lohnen die Lektüre des Sammelbandes, allemal für an der Thematik „Sportkommunikation" Interessierte aus Wissenschaft und Praxis. Denn die Beiträge lösen zum überwiegenden Teil die von Stiehler/Horky im Einleitungsbeitrag genannte Aufgabe, darzustellen, „wie sich der Sport im Zeitalter digitaler Medien (weiter) verändert und wie digitale Medien durch den Sport geprägt werden" (9). Die unterschiedlichen Fragestellungen und auch Antworten der Autoren bieten zum einen neue oder zusammengefasste informative Erkenntnisse zum Stand

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2019-1-88, am 12.10.2024, 10:29:27
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

der Forschung über digitale Medien im Sport und über die mit ihnen verbundenen Stakeholder wie Journalisten, Athleten, Vereine oder Verbände. Zum anderen bieten die Autoren zahlreiche kreative Ansatzpunkte für weitergehende, zukunftsorientierte wissenschaftliche Fragestellungen in dem sich durch die weiter voranschreitende Digitalisierung dynamisch und ständig verändernden Forschungsgebiet.

Teilweise überfordert das Buch sich und das Thema aber auch mit dem konzeptionellen Spagat zwischen einerseits breitem Überblick über die „aktuelle" Situation und andererseits gleichzeitigem, in die Tiefe gehendem Einblick in Spezialthemen der digitalen Sportkommunikation. So analysiert die Studie „Sportmediennutzung in Deutschland" Daten aus dem Jahre 2012. Innerhalb der sechs Jahre bis zur Beitrags-Publikation ist die Internetnutzung um über 18 Prozent von 53,4 Mio. auf 63,3 Mio. User gewachsen (ARD/ZDF Onlinestudie 2018) – welche Auswirkungen hat diese Veränderung auf die Aussagekraft der Studie? Ebenso entwickeln sich digitale Medien wie z. B. der Sportstreamingdienst DAZN oder sportdigital auf Facebook sowie das Phänomen „eSports" so rasant, dass diese Entwicklung nicht im Sammelband Niederschlag finden konnte und die Aktualität der wissenschaftlichen Auseinandersetzung in der Publikationsform „Buch" dem Thema „Digitalisierung" zwangsweise hinterherhinkt. Was der inhaltlichen Qualität des Sammelbandes „Die Digitalisierung des Sports in den Medien" keinen Malus einbringt.

Michael Kleinjohann

Marlis Prinzing / Nina Köberer / Michael Schröder (Hrsg.)

Migration, Integration, Inklusion

Medienethische Herausforderungen und Potenziale für die digitale Mediengesellschaft

Baden–Baden: Nomos, 2018. – 276 S.

ISBN 978-3-8487-4304-9

(Reihe: Kommunikations- und Medienethik; 8)

Der Integrationsauftrag für die Massenmedien wird aktuell besonders durch Zuwanderung, Flucht und Fragen der Inklusion herausgefordert (S. 13). Diese Ausgangslage nahmen *Marlis Prinzing* (Professorin für Journalistik an der Macromedia Köln), *Nina Köberer* (Referentin für Medienethik und Politische Bildung am NLQ) und *Michael Schröder* (Dozent für Medien- und Kommunikationspolitik an der Akademie für Politische Bildung Tutzing) zum Anlass, diesen multiperspektivischen Sammelband herauszugeben. Er setzt sich zum einen aus Beiträgen von der gleichnamigen Jahrestagung der DGPuK-Fachgruppe Kommunikations- und Medienethik zusammen, die in München 2017 in Kooperation mit dem Netzwerk Medienethik und der Akademie für Politische Bildung in Tutzing stattgefunden hat, und zum anderen aus vertiefenden Diskussionsbeiträgen über die „sozialen Funktionen von professionellem Journalismus und insbesondere über die Integrationsfunktion aus medienethischer Sicht" (S. 5, 14).

Der Band der Reihe Kommunikations- und Medienethik ist dabei in fünf thematische Abschnitte unterteilt und baut weitestgehend systematisch aufeinander auf. Im ersten Teil werden vom Medienethiker *Alexander Filipović* einleitend die sozialen Funktionen von Medien diskutiert. Dabei arbeitet er sich an sozialwissenschaftlichen Integrationsbegriffen, -definitionen und -thesen ab, bevor er sich der medienethischen Rolle der Integration widmet. Im Ausblick diskutiert er die desintegrierenden Effekte von Medien, die durch Digitalisierung voranschreiten (S. 34).

Die drei empirischen Beiträge des zweiten Teils *Spannungsfelder beim Berichten über Flucht und Migration* reichen dabei von der sogenannten „Flüchtlingskrise" und den damit zusammenhängenden medienethischen Implikationen für Journalist_innen in Europa und Afrika (*Susanne Fengler, Mariella Bastian, Janis Brinkmann* & *Anna Carina Zappe*), über die Darstellung von Muslim_innen in den deutschen Fernsehnachrichten (*Fabian Sickenberger*) bis hin zu den Frames in der deutschen regionalen Berichterstattung über die „Flüchtlingskrise" (*Regina Greck*). *Fengler et al.* zeigen dabei pointiert die Charakteristika der differenzierten migrationsbezogenen Berichterstattungen zwischen den elf untersuchten europäischen und afrikanischen Ländern auf. *Sickenberger* verdeutlicht in seiner Analyse des „heute journal" und der „Tagesthemen", dass vor allem der Anschlag auf Charlie Hebdo zu einem Wandel der Berichterstattung über Muslim_innen in Deutschland geführt hat. In der Analyse der ost- und westdeutschen Regionalberichterstattung 2015 kann *Greck* zeigen, dass sich im Kontext der „Flüchtlingskrise" fünf zentrale Frames identifizieren lassen. In dem Kontext sind vor allem die Frames „Brennpunkt" in der westdeutschen und „Integration" in der ostdeutschen Presse über den Zeitverlauf hervorzuheben.

Im dritten Teil werden *Konzepte zur ethischen Neuvermessung der Integrationsleistung* von Medien diskutiert. *Tobias Eberwein* und

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2019-1-88, am 12.10.2024, 10:29:27
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

Colin Porlezza besprechen dabei kritisch die Funktionen und Fehlleistungen des digitalen Bürger_innenjournalismus. Die Mitherausgeberin *Marlis Prinzing* widmet sich der Frage nach anwaltschaftlichem Journalismus und *Leonie Seng* zeigt in ihrer medienethischen Analyse verschiedene Ansätze, wie Medien über Flüchtlinge berichten.

Die vier Beiträge des vierten Teils widmen sich reflektierend der allgemeinen Berichterstattung und der Forschung über Menschen, die auf der Flucht sind. Dabei werden verschiedene Aspekte, wie die Smartphone-Nutzung auf der Flucht (*Katja Kaufmann*), die in Ziffer 1 des deutschen Pressekodexes thematisierte Menschenwürde im Kontext der Flucht-Berichterstattung (*Carmen Krämer*), medienethische Fallanalysen für die Arbeit auf der Metaebene (*Larissa Krainer*) sowie die medienkonstruierte „Willkommenskultur" (*Michael Haller*) kritisch in den Fokus gesetzt.

Im abschließenden praxisorientierten Teil versammeln sich neun sehr unterschiedliche „Handreichungen" für die Praxis. *Bernhard Debatin* thematisiert in einem Zwiegespräch mit „Zeit Online"-Chefredakteurin Rieke Havertz die mangelnde Integrationskraft der Medien in Zeiten des Populismus. Am Beispiel des Münchener Amoklaufs im Juli 2016 zeigt *Marlis Prinzing* die (schwache) Integrationswirkung öffentlicher Kommunikation in Ausnahmezuständen, sie führte hierzu u. a. ein problemzentriertes Interview mit dem Pressesprecher der Münchener Polizei. *Volker Herres* hebt die integrative Wirkung durch eine Teilhabe am Medienangebot am Beispiel des Ausbaus „barrierefreier" Angebote hervor. *Steffen Jenter* zeigt in seinem praxisorientierten Essay dezidiert Perspektiven im journalistischen Umgang mit der Flüchtlingssituation auf.

Den Abschluss bilden fünf kompakte Erfahrungsberichte. *Sandra Müller* stellt am Beispiel einer SWR4-Langzeitreportage lokale Herausforderungen in der Integrationsberichterstattung vor. Am Beispiel der Kolumne „Neue Heimat" in der „Süddeutschen Zeitung" berichten *Kerstin Liesem* und *Korbinian Eisenberger*, welche Potenziale und Herausforderungen dem Thema Geflüchtete als Medienmacher_innen inhärent ist. *Jessica Heesen* thematisiert in ihrem Workshop-Bericht die Mediennutzung von Flüchtlingen, und die Integration von Menschen mit Behinderung im Kontext der Mediennutzung steht im Mittelpunkt des Beitrags von *Judyta Smykowski*. Der aufschlussreiche und den Sammelband schließende Beitrag von *Nina Köber, Mareike Schemmerling, Ingrid Stapf* und *Kati Struckmeyer* handelt von der medienpädagogischen Arbeit mit geflüchteten Kindern und Jugendlichen und stellt am Good-Practice-Beispiel des Münchener „Kino Asyl"-Projektes die Potenziale der interkulturellen Zusammenarbeit dar.

Mit diesem Portfolio an aktuellen Debatten und Fallstudien werden in dem empfehlenswerten Band aktuelle Herausforderungen aus theoretischer und praktischer Sicht diskutiert. Damit kann es gelingen, den Diskurs über den des medienethischen Schwerpunktes hinaus zu öffnen und interessierte Leser_innen aus weiteren Bereichen der Sozialwissenschaften, die sich mit Inklusion und Integration auseinandersetzen, sowie Praktiker_innen, wie Journalist_innen und Kulturschaffende, und engagierte Bürger_innen zu erreichen. Die (fast) jedem Beitrag inhärente Thematisierung des anhaltenden Wandels des Medienverhaltens im Zuge voranschreitender medialer Digitalisierung macht das Buch umso relevanter. Es stellt mit dem Dreiklang Migration, Integration und Inklusion einen wichtigen Diskursbeitrag dar, in dem in der Tat die medienethischen Herausforderungen der Gegenwart pointiert benannt, diskutiert und analysiert werden.

Andreas Schulz

Jo Reichertz / Richard Bettmann (Hrsg.)

Kommunikation – Medien – Konstruktion

Braucht die Mediatisierungsforschung den Kommunikativen Konstruktivismus?

Wiesbaden: Springer VS, 2018. – 284 S.

ISBN: 978-3-658-21203-2

(Reihe: Wissen, Kommunikation und Gesellschaft – Schriften zur Wissenssoziologie)

Der Konstruktivismus ist anscheinend wieder im Kommen; erst jüngst (2017) hat sich ein Themenheft von „Medien & Kommunikationswissenschaft" damit beschäftigt. Einer der Gastherausgeber war Jo Reichertz, der auch diesen Band zusammen mit Richard Bettmann herausgegeben hat und der den sog. Kommunikativen Konstruktivismus formuliert und geprägt hat – verstanden als kommunikationswissenschaftliche Weiterentwicklung des Sozialkonstruktivismus von Berger und Luckmann. Es geht in diesem Buch also nicht um „den" Konstruktivismus oder um verschiedene Strömungen des Konstruktivismus, sondern um die kommunikative Variante. Diese Variante ist bereits mehrfach erprobt, sodass es hier speziell um die Anwendbarkeit und Nützlichkeit in Bezug auf die Mediatisierungsforschung geht. Die Beziehung zwischen dem Kommunikativen

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2019-1-88, am 12.10.2024, 10:29:27
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

Konstruktivismus und der Mediatisierungsforschung ist dabei nicht die einer deduktiven Ableitung, sondern einer wechselseitigen Beziehung, wie die Beiträge von Andreas Hepp und Hubert Knoblauch betonen.

Auch wenn es in erster Linie um den Kommunikativen Konstruktivismus geht, kommt in Abgrenzung dazu auch die (konstruktivistische) Systemtheorie ins Spiel, insofern als die im Band bevorzugte Mediatisierungsforschung, die am Alltag der Mediennutzer ansetzt, der Medialisierungsforschung, die an der medialen Durchdringung funktionaler Systeme interessiert ist, gegenübergestellt wird (Einleitung). Damit wird deutlich, dass es dem Kommunikativen Konstruktivismus eher um Mediatisierung geht, da er ebenfalls am praktischen Alltagshandeln und dessen Objektivationen ansetzt und nicht an systemisch-erzeugten Ordnungen.

Interessant finde ich die starke Verknüpfung von Kommunikativem Konstruktivismus und qualitativer Methodologie (Beiträge von Reichertz zur Diskursanalyse und von Bettmann am Ende des Bandes). Diese ist auch üblich im angelsächsischen Constructionism oder im Sozialkonstruktivismus nach Schütz und Berger/Luckmann. Eine theoretisch motivierte und angeleitete methodische Weiterentwicklung kann durchaus hilfreich sein, um sich neue Forschungsfelder zu erschließen. Erfreulich ist in diesem Zusammenhang, dass dies nicht nur eingefordert wird, sondern dass auch konkrete empirische Studien vorgestellt werden: in den Beiträgen von Tilo Grenz, Michaela Pfadenhauer & Heiko Kirschner über De-Mediatisierungsphänomene; Matthias Meitzler & Caroline Plewnia über Medienwirkungen; Verena Keysers über das Duckface. Dabei wird viel Wert auf visuelle Kommunikation gelegt, was Forscher*innen im Feld der visuellen Kommunikation begrüßen werden.

Eine sehr interessante Überlegung stellt Vowe an, wenn er den Sozialkonstruktivismus und den Kommunikativen Konstruktivismus vergleichend zur Erklärung der kommunikationswissenschaftlichen Theoriebildung heranzieht. Hier wird Theorie selbstreflexiv, was übrigens ein guter Test für jede Theorie ist, die einen etwas weiterreichenden Anspruch hat als die herkömmlichen, auf einige wenige Variablen konzentrierten Theorien mittlerer Reichweite.

Der Band ist durchgehend auf hohem theoretischem Niveau, hochinteressant in der Thematik und durchaus diskursiv (also nicht nur als Eigenpromotion) angelegt. Über die Beiträge hinweg sind mir allerdings einige – nennen wir es – unkommunikative Angewohnheiten aufgefallen, die typisch für ambitionierte Theoretiker sind (also nicht nur für Kommunikative Konstruktivist*innen): Es besteht eine gelegentliche Tendenz zum terminologischen Kraftmeiern und Nebelkerzenwerfen. Die Autor*innen versuchen zudem, sich wechselseitig zu überbieten, indem die anderen Positionen in die eigene, natürlich weiter schauende, Perspektive eingeordnet (und damit zum Sonderfall der eigenen Position erklärt) werden.

Üblich ist auch das Ritual, sich vom bloßen Kognitivismus abzugrenzen: Reichertz kritisiert in seiner instruktiven Einleitung diesbezüglich sogar den Sozialkonstruktivismus. Man könnte sagen, dass der Kommunikative Konstruktivismus noch sozialer ausgerichtet ist als der Sozialkonstruktivismus selbst. Klaus Beck nimmt gerade diesen Anspruch auf Universalität kritisch auf und bemängelt, dass die Ausdehnung von Kommunikation auf alles Soziale den Kommunikationsbegriff unkenntlich mache. Gleichzeitig sei er aber zu eng, weil der herausgehobene Koordinierungsaspekt den Informationsaspekt von Kommunikation ignoriere.

Der vorliegende Band enthält also eine gute Mischung aus Grundlagentheorie, Methodologie und empirischen Studien und das alles nicht abstrakt-gegenstandslos, sondern jeweils in der Anwendung auf das Themenfeld der Mediatisierung. Zudem werden Versuche unternommen, andere Theorien mit dem Kommunikativen Konstruktivismus in Beziehung zu setzen: Im Beitrag von Oliver Bidlo geht es um den literaturwissenschaftlichen Ansatz der Rezeptionsästhetik; Joost van Loon lotet die Akteur-Netzwerk-Theorie in Bezug auf Medialität aus. Es bleibt zu hoffen, dass die Kommunikation mit anderen theoretischen Ansätzen ebenfalls gesucht wird, schließlich ist Konstruktivismus, egal in welcher Variante, so grundlegend, dass er für viele Theorien interessant und bereichernd ist. Durch die Abgrenzung von anderen Ansätzen und die Fokussierung auf den Kommunikativen Konstruktivismus schärft sich zweifelsohne dessen Profil und ermöglicht einen spezifischen Zugang zum gesellschaftlichen Phänomen der Mediatisierung.

Aber was bedeutet dies nun für konkurrierende Ansätze, die eher systemisch argumentieren und eher die Medialisierung ins Blickfeld nehmen: Sind diese falsch, den eigenen Ansatz ergänzend, mit ihm gar kompatibel? Es scheint an der Zeit, eine innerkonstruktivistische Debatte zu führen, um die Erklärungskraft verschiedener (konstruktivistischer) Ansätze miteinander zu vergleichen. Ein bloßes Nebeneinander, bei dem jeder Ansatz in seiner Ecke

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2019-1-88, am 12.10.2024, 10:29:27
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

bleibt und es sich gemütlich darin einrichtet, führt zu Isolation und Immunisierung. Aber das war nicht das Thema dieses Bandes.

Armin Scholl

Christian Schäfer-Hock

Journalistische Darstellungsformen im Wandel

Eine Untersuchung deutscher Tageszeitungen von 1992 bis 2012

Wiesbaden: Springer VS, 2018. – 482 S.

ISBN 978-3-658-20695-6

(Zugl.: Mainz, Univ., Diss., 2017)

Die Entwicklungsdynamik sogenannter Online-Medien hat im zurückliegenden Vierteljahrhundert eine Vielzahl neuer Darstellungsformen hervorgebracht, die indes der wissenschaftlichen Untersuchung noch harren. Die Darstellungsformen klassischer Tageszeitungen konnten von dieser Entwicklung nicht unbeeinflusst bleiben.

Christian Schäfer-Hock hat es in seiner Mainzer Dissertation unternommen zu untersuchen, ob sich in den Darstellungsweisen ausgewählter Zeitungen Veränderungen feststellen lassen. Das Hauptaugenmerk galt dabei etwaigen neuen Formaten, in denen Leser Informationen dargeboten werden und die möglicherweise Adaptionen von Vorbildern aus Online-Medien sind. Über die Mesoebene der Formate hinaus interessiert sich Schäfer-Hock auch für die Mikroebene der Sprache, hier aber nicht im Sinne einer Stilistik (die sich nur hermeneutisch beschreiben ließe), wohl aber mit Blick auf Beitragslängen und Meinungsgehalte von an sich tatsachenbetonten Darstellungsformen.

Seinen theoretischen Unterbau leitet Schäfer-Hock u. a. aus einer Analyse von Lehrbüchern zu journalistischen Darstellungsweisen her. Es ist beeindruckend zu sehen, was er alles gelesen und ausgewertet hat. Praktiker-Literatur wurde berücksichtigt, sog. Faustregel-Literatur (und darunter auch die Werke des doch sehr einflussreichen Wolf Schneider) hingegen ausgeschlossen, was nicht sehr überzeugend ist. Mit fast 100 Seiten zeugt das Literaturverzeichnis von immensem Fleiß und Belesenheit des Autors. Dass in dieser Menge aber ausgerechnet Klaus Arnold mit seiner Habilitationsschrift „Qualitätsjournalismus“ (2009) fehlt, ist verwunderlich.

Für seine Inhaltsanalyse hat der Autor als Vergleichszeitpunkte die Jahre 1992 und 2012 gewählt. Über 20 Jahre hinweg sollten sich prägnante Unterschiede feststellen lassen, so die nachvollziehbare Annahme. Nicht zuletzt um Orientierungspunkte für seine Inhaltsanalyse zu identifizieren, wurden zusätzlich und vorgelagert elf Redakteure und eine freie Journalistin als „Experten für journalistische Darstellungsformen“ (S. 167) befragt. Die Befragten wurden hauptsächlich in der Regionalpresse rekrutiert (mit Schwerpunkt Rhein-Main); mit Klaus Brinkbäumer ist ein ehemaliger *Spiegel*-Chefredakteur und Journalistenpreisträger dabei.

Ohne die Berufserfahrung und das Können der zwölf Ausgewählten in Zweifel ziehen zu wollen, stellt sich doch die Frage, ob die Auswahl neben den Redakteuren nicht mindestens um einige Reporter hätte ergänzt werden sollen. Auch eine Orientierung an maßgeblichen Journalistenpreisen hätte helfen können, wenn es um die Identifizierung formaler (und erzählerischer) Innovationen geht. Schäfer-Hock indes führt als Begründung für seine Auswahl und für den Schwerpunkt im Rhein-Main-Gebiet „geringere Reisekosten“ an. Dieses forschungspragmatische Argument mag bei Masterarbeiten statthaft sein – bei Dissertationen mit ihrem höheren Anspruch kann es nicht gelten.

Das Sample der untersuchten Tageszeitungen umfasst vier Titel, auch hier mit einer Rhein-Main-Schlagseite: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, *Frankfurter Rundschau*, *Die Welt* und die *Allgemeine Zeitung* aus Mainz. Es sind also zwei Zeitungen mit bundesweiter und zwei mit regionaler Verbreitung vertreten. Für die beiden Untersuchungsjahre 1992 und 2012 konnte keine Vollerhebung aller in den vier Zeitungen veröffentlichten Beiträge vorgenommen werden. Schulgerecht bildete Schäfer-Hock mittels Zufallsauswahl eine künstliche Woche. In dieser wurden wiederum zufällig Artikel aus den Ressorts Aktuelles/Politik, Wirtschaft, Sport und Lokales ausgewählt (der Kulturteil wurde nicht berücksichtigt, mit der nicht zwingenden Begründung, dieser werde „am wenigsten gelesen“; S. 251). Insgesamt wurden 1.728 Zeitungsbeiträge codiert, was laut Schäfer-Hock als repräsentativ für alle Ausgaben der Untersuchungsjahre gelten kann.

Die Ergebnisse aus Experteninterviews und Inhaltsanalyse zusammengenommen, haben sich während 20 Jahren sieben neue Darstellungsformen herausgebildet (S. 233). Das mag so sein, doch mangelt es hier an der genauen Begrifflichkeit. Aus der Nomenklatur der befragten Praktiker übernimmt der Autor Bezeichnungen wie „optisches Interview“, „second reading“ oder „Super-Lead“, die für sich genommen noch nicht viel erklären, ja teils irreführend sind. Das „optische Interview“ etwa

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2019-1-88, am 12.10.2024, 10:29:27
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

ist ein redaktionelles Konstrukt, das nur so tut, als sei eine Person interviewt worden. Tatsächlich werden hier Informationen zu einem gegebenen Thema im Wechsel von Frage und Antwort collagiert.

Schäfer-Hock, der wie schon erwähnt, über ein sehr breites Wissen zu seinem Gegenstand verfügt, möchte manchmal das enge Korsett empirischer Forschung (verständlicherweise) verlassen, neigt dann aber zum Fabulieren und trifft Aussagen, die der Rezensent nicht nachzuvollziehen vermag, etwa auf S. 145 „Wichtige Protagonisten steigern den Nachrichtenwert", S. 148 „Mehr und mehr Stellungnahmen und Zitate erschweren den Lesern den Durchblick", ganz stark auf S. 210 „Bekommt ein Journalist seine Recherchen finanziert", werde er im Artikel auch die Umstände der Finanzierung und seinen Erfolg offenlegen, schließlich auf S. 372, wonach es sich gleich „im Kauf- oder Abonnementverhalten niederschlagen müsste", wenn ein Leser in einer Zeitung gleichbleibend hohe Qualität wahrnimmt.

Von den Hauptbefunden der Untersuchung ist hervorzuheben, dass die Zeitungsbeiträge im Zeitvergleich durchschnittlich länger geworden sind. Schäfer-Hock interpretiert dies nachvollziehbar als Reaktion darauf, dass vieles, das in der Zeitung steht, wegen der schnelleren Online-Medien bei Erscheinen schon bekannt ist, weswegen die Zeitungen alternativ mehr Einordnung und Deutung leisten wollen. Festgestellt hat der Autor auch eine signifikante Zunahme an Meinungsäußerungen (von 5,9 auf 9,1 %; S. 292).

Diese offensichtliche Aufweichung der Trennungsnorm Nachricht/Kommentar deutet er zunächst als einen Zuwachs an Transparenz (der „subjektive Blickwinkel" von Journalisten werde für Leser eindeutiger wahrnehmbar; S. 336), um ihn am Ende dann doch auch zu problematisieren. Denn die Vermengung von journalistischen Wirklichkeitsschilderungen mit (politischer) Meinung könnte von Lesern als unzulässige Bevormundung wahrgenommen werden und das ohnehin gefährdete Vertrauen in Medien zusätzlich unterminieren, so Schäfer-Hock sinngemäß auf S. 380.

Dass mit einem Mehr an Meinung aber gleich „die Deutungsmacht des Journalismus vergrößert" werde (ebd.), ist nicht plausibel. Eher ist doch das Gegenteil der Fall: Journalismus verliert weiter an „Macht" (wenn er sie denn je hatte), wenn sich seine Bewertungen weniger aus recherchierter Evidenz als mehr oder weniger gut begründeten Meinungsäußerungen speisen.

Abschließend ein paar Bemerkungen zur Leserführung und Buchgestaltung, die unbefriedigend sind. Auf S. 27 wird erstmals ein „Interview Michalsky 2011" erwähnt – dem Leser ist da aber noch gar nicht klar, dass das zur Reihe der selbstgeführten Forschungsinterviews gehört. Irgendwann tauchen im Fließtext Verweise auf Abbildungen und Tabellen auf – die man aber in der Papierversion gar nicht finden kann, weil sie zum digitalen Anhang gehören (mit dem die Dissertation dann auf 622 Seiten anwächst). Im Interesse der Leserführung hätte es über S. VI hinaus weiterer Hinweise in Fußnoten bedurft, was wo zu finden ist, zumal Springer VS auf der Produktseite des Buches nur sehr klein auf „OnlinePlus" hinweist. An die Adresse des Verlages geht auch die Kritik, dass die digitale Version des Buches aus PDFs besteht, die man nicht oder nur mangelhaft digital durchsuchen kann. Statt des Suchbegriffs werden gleich ganze Textbereiche markiert.

Volker Lilienthal

Literatur

Arnold, Klaus (2009): Qualitätsjournalismus: die Zeitung und ihr Publikum. Konstanz: UVK.

Jürgen Wilke

Karl Jaspers und die Massenmedien

Der politische Philosoph im Widerstreit der Öffentlichkeit

Bremen: edition lumière, 2018 – 153 S.

ISBN 978-3-943245-81-3

Zum Abitur erhielt der Rezensent vom Direktor seines Gymnasiums ein Buch geschenkt – als Anerkennung für seine jahrelangen Bemühungen im Amt des Klassensprechers, wie es in der Widmung hieß. Bei der Gabe handelte es sich um Karl Jaspers' „Wohin treibt die Bundesrepublik?", einen überaus kritischen Bericht zur Lage der Nation, der nach seinem Erscheinen 1966 große Beachtung fand und zum Bestseller wurde. Die Abiturrede durfte der Adressat gleichwohl nicht halten. Da fürchtete der „Direx" wohl, dass diese auf Jaspers Spuren zu „politisch" werden könnte. So weit war man damals noch nicht.

Zwei Jahre später muckten dann nicht nur die Studenten, sondern auch die Gymnasiasten auf. In den Jahren zuvor waren Rudolf Augstein und sein „Spiegel" zu Leitsternen für ihren Unmut über das verschnarchte „Adenauer-Deutschland" geworden; der Herausgeber tourte eine Zeitlang durch die Universitäten

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2019-1-88, am 12.10.2024, 10:29:27
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

und hielt Vorträge, deren Texte dem Magazin beigeheftet waren. Und Jaspers, der streitbare Philosoph, hatte sich vor allem des „Spiegel" bedient, um Breitenwirkung für seine politischen Botschaften zu erzielen. Und so ist es fast zwangsläufig, dass ein „Spiegel"-Titel mit seinem Foto Jürgen Wilkes Buch ziert, welches Jaspers' Rolle als Figur des öffentlichen Diskurses beschreiben und analysieren soll.

Karl Jaspers (1883-1969), geboren in Oldenburg, später Professor in Heidelberg und nach dem Krieg in Basel, befand sich da schon in der letzten Phase eines Lebens, das durch diverse Rollenwechsel und natürlich die Prägungen durch ein turbulentes Zeitalter mit zwei Weltkriegen und den Horror des Nationalsozialismus gekennzeichnet war. Als Mann einer jüdischen Frau war seine Karriere davon direkt betroffen; 1937 wurde er zwangspensioniert. Ideologisch war er dabei zunächst nicht so weit entfernt gewesen von strikt nationalistischem Denken, wie allein der Untertitel seiner 1932 in einem einschlägigen Verlag erschienenen kurzen Max-Weber-Biographie zeigte: „Deutsches Wesen im politischen Denken, im Forschen und im Philosophieren." Im Briefwechsel mit Hannah Arendt versuchte er dazu Jahre später eine ziemlich kryptische Rechtfertigung. Der Kölner Soziologe René König kaufte ihm die Rolle eines Widerstandskämpfers gegen den Nationalsozialismus ohnehin nicht ab.

Brieffreundin Arendt war einer von drei zentralen Bezugspunkten in seinem Leben. Der erste war Weber, den Jaspers, der nach einem kurzen Jura-Studium zunächst als Arzt und Psychiater gearbeitet hatte, kennenlernte, als dieser wegen seiner Neurasthenie in Behandlung war. Aus der Nähe entstand tiefe Verehrung für den Begründer der Soziologie und gelegentlichen Publizisten, die erst abnahm, als der zur Philosophie konvertierte Mann in der 1950er Jahren von Webers außerehelichen Eskapaden erfuhr. Dann der sechs Jahre jüngere Martin Heidegger; er war zunächst freundschaftlich verbundener Kollege und Rivale im Feld der Existentialphilosophie, ehe daraus aufgrund von Heideggers Verstrickungen im „Dritten Reich" mehr oder weniger offene Gegnerschaft wurde.

Die beiden unterschied zudem ihre Beziehung zu Medien und Öffentlichkeit. Wie Kierkegaard, der auf Journalisten schießen lassen wollte (weiß Trump das eigentlich?), zeigte Heidegger tiefe Abneigung gegenüber der „Journaille" (ein Ausdruck, der übrigens auf Karl Kraus zurückgeht). Jaspers hingegen wusste – in der Tradition seines Lehrmeisters Weber – um die Bedeutung der öffentlichen Meinung und um die Chance für den Wissenschaftler, mit Hilfe von Massenmedien Gehör beim Publikum zu finden. Dabei setzte er in seinen letzten Lebensjahren auf den „Spiegel" – wie dann auch Heidegger mit seinem legendären „Trophäen-Interview", dass erst zehn Jahre später, nach seinem Tode im Jahre 1976, publiziert werden durfte und vor allem der Rechtfertigung seines Verhaltens in den ersten Jahren der Nazi-Herrschaft dienen sollte.

Nicht all diese Informationen kann man Wilkes knapp gehaltener Studie entnehmen. Der Mainzer Medienhistoriker hat sich vielmehr weitgehend darauf konzentriert, auf der Basis von Primärquellen nachzuzeichnen und bis zu einem gewissen Grade auch zu erklären, wie in den 1960er Jahren Jaspers' Aufstieg zu einer publizistischen Ikone am Ende der Adenauer-Ära zustande kam. Zum Konzept der Dokumentation gehören zahlreiche (oft zu) lange Zitate.

Die Beschreibung und Analyse ist in 18 sehr unterschiedlich lange Kapitel gegliedert, wobei die ersten vor allem Person und Thema sowie die Quellenlage in Hinblick auf Mediennutzung und Medien darstellen sowie als Einstieg eine erste publizistische Wortmeldung Jaspers' direkt nach dem Zweiten Weltkrieg notieren (Kap. 1–3). Es folgt eine Art Geschichte der Zeitschriftenpublizistik im Nachkriegsdeutschland (4–7), um dann auf „Zeit" und „Spiegel" überzuleiten, die – aus unterschiedlichen Gründen – für Jaspers zentral waren (8–9). Das Nachrichtenmagazin, dem er zunächst – bis zur „Spiegel-Affäre" – sehr kritisch gegenübergestanden hatte, wurde nun zu seinem Sprachrohr; mit dessen Hilfe konnte er eine Zeit lang zum intellektuellen Leitstern der Bundesrepublik im Übergang werden. Herausgeber Rudolf Augstein und der – durch seine SS-Biographie belastete – Ressortleiter und Vielschreiber Georg Wolff, einst (1938) Student der Zeitungswissenschaft in Königsberg, waren dabei – wie zur selben Zeit im Fall von Martin Heidegger – seine Verbindungsleute.

Danach hat der Autor dann auf der Basis seiner Quellen (Nachlass Jaspers und Piper Verlag, beides in Marbach, sowie die Oldenburger Jaspers-Bibliothek) nachzuzeichnen versucht, in welcher Weise und mit Hilfe welcher Medien der Philosoph – ganz in der Weber-Tradition – (auch) zum „politischen Publizisten" wurde (10-14). Zum Medienrepertoire gehörte dabei, wie auch im Fall Heidegger, sogar das Besprechen von Schallplatten. Noch überraschender aber, wie Jaspers damals zum „Meister der Mehrfachverwertung seiner Werke" (S. 122) werden konnte. Seine Friedenspreis-Rede aus

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2019-1-88, am 12.10.2024, 10:29:27
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb

dem Jahre 1958 wurde 18-mal gedruckt und immerhin 7-mal der viel beachtete Rundfunkvortrag „Werden wir richtig informiert?".

Alles in den Schatten stellte dann die Resonanz auf die zunächst als „kleines Buch" geplante Analyse zur Lage der Nation, die offenbar den „Zeitgeist" traf. Sie wandte sich in scharfer Form gegen die Notstandsgesetze und nannte diverse politische Missstände deutlich beim Namen (S. 82ff.). Zu ihrer Verbreitung trug insbesondere bei, dass der „Spiegel" einen dreiteiligen Vorabdruck brachte, wobei Jaspers (zum zweiten Mal nach 1960) auf dem Cover erschien. Mehr als ein halbes Jahr lang stand das Buch, in dem auch die publizistische Bedeutung des „Spiegel" gerühmt wurde, auf der Bestsellerliste. Was Max Weber beim Ersten Deutschen Soziologentag 1910 in allgemeiner Form über die Presse gesagt hatte, fasste Jaspers nun in eine konkrete Lobesformel: „Denken wir das Dasein des ‚Spiegel' weg, so wäre die Wahrheit in Deutschland außerordentlich viel ärmer und machtloser…". Angesichts der „Spiegel-Affäre" um den Fälscher Claas Relotius entfaltet dieser Satz einen gewissen aktuellen Charme.

Die späte Breitenwirkung seines Denkens schien Jaspers sehr zu gefallen. Sie zahlte sich für den Philosophen auch buchstäblich aus. Von den Honoraren, die Wilke recherchiert hat, können die meisten Wissenschaftler, welche es heute in die Medien drängt, nur träumen. In diesen und anderen Zusammenhängen wird zumindest implizit vermittelt, was Golo Mann in seinen Jugend-Erinnerungen als Charakterisierung seines Lehrers angeboten hat, nämlich, dass er prüde, geldgierig und engstirnig, aber rechtschaffen gewesen sei.

Etwas unterbelichtet bleibt in diesen Schlusskapiteln (15–18) das, was der Untertitel verspricht: Wie denn nun genau die öffentliche Rolle des „politische Philosophen" in seinen letzten Lebensjahren aussah. Eines wird immerhin hervorgehoben: Dass Jaspers – anders als die Vertreter der „Frankfurter Schule" – hier nicht über ein explizites Thema verfügte und allenfalls ein „normatives Konzept der Öffentlichen Meinung in der Tradition der Aufklärung" anbieten konnte (S. 141). Nachvollziehbar wirkt auf jeden Fall Wilkes Versuch, am herausragenden Einzelfall aufzuzeigen, was den in der „Mediengesellschaft" hochkommenden Phänotyp des wissenschaftlichen Experten ausmacht, der eine gewisse Medienaffinität besitzt. Wirkungstheoretisch könne man ihn auch als „einflussreichen Agenda-Setter bezeichnen und als Protagonisten einer Medialisierung der Philosophie" (S. 15).

Das Buch zeichnet sich – von gelegentlichen stilistischen Unebenheiten abgesehen – durch eine klare Sprache aus. Aber es enthält eine Reihe von Fehlern. So war Georg Wolff niemals Chefredakteur des „Spiegel" (auch wenn Augstein diese Ernennung einmal in Erwägung gezogen hatte) und Walter Busse auch nicht Stellvertreter des Herausgebers (den gab es niemals), sondern sein Büroleiter (S. 77f.). Der „ganz dem Thema Max Weber" gewidmete, legendäre Kongress der deutschen Soziologen hatte einen Anlass: den 100. Geburtstag ihres Fachgründers – und deshalb fand er nicht 1963 (S. 106), sondern 1964 statt.

Dies mag man als Petitessen betrachten; gravierender ist etwas anderes: Da Wilke den Rekurs auf entsprechende Sekundärquellen vernachlässigt, fehlt der Darstellung an einigen Stellen die Tiefe. Dies betrifft insbesondere Bezüge auf die erwähnten zentralen Figuren in Jaspers' Leben. So wird die wichtige, sehr breit angelegte Studie von Lutz Hachmeister über Heidegger und den „Spiegel" gar nicht erwähnt; Weber und Arendt (die offenbar Jaspers Beraterin in Sachen Journalismus war) kommen nur am Rande vor, wobei aus dem Briefwechsel Arendt/Jaspers immerhin mehrfach Ausführungen des Philosophen zitiert werden. Dabei ist dieser auch bei seinem von Wilke wiedergegeben Journalisten-Lob ganz nah bei dem Helden seiner früheren Jahre: „Die großen Journalisten erzeugen die öffentliche Wahrhaftigkeit. Wir schmeicheln ihnen nicht, wenn wir ihren hohen Beruf preisen." (S. 139) Ähnlich hatte es Max Weber seinerzeit in seinem Vortrag „Politik als Beruf" ausgedrückt.

Natürlich hat es auch etwas für sich, wenn ein konkretes Thema auf knappem Raum vorwiegend auf der Basis von Primärquellen abgehandelt und auf weiterreichende Ambitionen verzichtet wird. Doch durch einen etwas breiter gesteckten Rahmen und die Nutzung zusätzlicher Informationen hätte die Darstellung an Präzision und Tiefe gewonnen. So bleiben Autor und Buch unter ihren Möglichkeiten.

Siegfried Weischenberg

Literatur

Hachmeister, Lutz (2014): Heideggers Testament. Der Philosoph, der Spiegel und die SS, 2. Aufl. Berlin.

Hübner, Paul (Hrsg.) (1964): Information oder Herrschen (sic!) die Souffleure. Reinbek bei Hamburg.

Jaspers, Karl (1966): Wohin treibt die Bundesrepublik? Tatsachen, Gefahren, Chancen. München.

Weischenberg, Siegfried (2012): Max Weber und die Entzauberung der Medienwelt. Theorien und Querelen – eine andere Fachgeschichte. Wiesbaden.

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2019-1-88, am 12.10.2024, 10:29:27
Open Access – (cc) BY – https://www.nomos-elibrary.de/agb